

Hansjörg Herr

Keynes und seine Interpreten

Das zentrale Anliegen dieses Beitrags besteht darin, das Werk von John Maynard Keynes (1883-1946) in die existierenden Paradigmen der Ökonomie einzuordnen. Dabei wird es notwendig sein, strikt zwischen dem Originalwerk von Keynes und den verschiedenen Keynesinterpretationen zu unterscheiden, denn Keynes wurde äußerst unterschiedlich interpretiert. Manche Keynesinterpretationen sind theoretisch wie politisch diskreditiert, andere haben mit Keynes so wenig zu tun, dass der Name Keynesianismus nur Verwunderung erzeugen kann.

Keynes gehörte nach dem Ersten Weltkrieg zum politischen und wissenschaftlichen Establishment in Großbritannien. Er nahm an der Konferenz in Versailles zur Festlegung der deutschen Reparationszahlungen ebenso teil wie an den Verhandlungen über das Währungssystem der Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg in Bretton Woods. Zu jeder relevanten politischen Entscheidung in Großbritannien nach 1918 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nahm Keynes Stellung. Politisch ordnete er sich der damaligen liberalen Partei in Großbritannien zu, die man heute als in der Tendenz radikalreformerisch bezeichnen würde (vgl. Mattfeldt 1985). Er war für die damalige durch die Neoklassik geprägte ökonomische Orthodoxie ein Nestbeschmutzer, da er die Selbstheilungskräfte kapitalistischer Ökonomien in Frage stellte, endogene Instabilitäten des Marktsystems ableitete, Arbeitslosigkeit für ein Grundproblem eines kapitalistischen Wirtschaftssystems hielt und radikale wirtschaftspolitische Konsequenzen zog. Zwar hat Keynes nie einen Wechsel des ökonomischen Systems in Richtung einer Planwirtschaft gefordert, da er die allokative Effizienz von Märkten nicht in Frage stellte, jedoch sah er es als notwendig an, das Aktivitätsniveau der Ökonomie durch spezifische staatliche Rahmenseetzungen und wirtschaftspolitische Eingriffe zu stabilisieren und gegebenenfalls zu erhöhen.

Keynes war in seiner Zeit so bekannt, dass er nicht ignoriert werden konnte. Er beeinflusste nicht zuletzt aus diesem Grund das neoklassische Lager.¹ Eine

1 Es gab neben Keynes eine Reihe von Theoretikern, die ähnlich argumentierten – beispielsweise die Schwedische Schule in der Tradition von Knut Wicksell. Diese konnten jedoch nicht die Bekanntheit von Keynes erlangen.

ganze Reihe von Keynesinterpretationen zeichnen sich dadurch aus, dass sie Keynes in das neoklassische Paradigma integrieren. Zu diesem Zweck wurden genehme Teile aus dem Keynes'schen Werk herausgebrochen und andere ignoriert. Dazu kam, dass Keynes an vielen Stellen selbst unklar blieb und nur die Grundlagen eines ökonomischen Paradigmas gelegt hat. Jedoch hat sich auch eine Keynesinterpretation entwickelt, die sich an den wissenschaftlich neuen Elementen des Keynes'schen Ansatzes orientiert. Das Ziel dieses Beitrages besteht darin, Licht in das Dunkel der verschiedensten Keynesinterpretationen zu bringen. Zudem soll verdeutlicht werden, dass gerade im Bereich der „revolutionären“ Elemente des Keynes'schen Werks Forschungsansätze schlummern, deren Weiterentwicklung zum Verständnis der Funktionsweise kapitalistischer Ökonomien und zur Entwicklung wirtschaftspolitischer Strategien fruchtbar sind.

Im ersten Teil des Aufsatzes wird der Keynes'sche Ansatz paradigmatisch eingeordnet. Es werden die wichtigsten Unterschiede zwischen Keynes und den anderen ökonomischen Schulen diskutiert. Im zweiten Teil wird dann auf die verschiedenen Keynesinterpretationen eingegangen. Der dritte Teil ist dem Problemkreis Erwartungen und Unsicherheit gewidmet, da die paradigmatischen Unterschiede zwischen Keynes und anderen ökonomischen Ansätzen gerade an diesem Punkt verdeutlicht werden können

Die Paradigmen in der Ökonomie

Kuhn (1976) hat gezeigt, dass im Bereich der Naturwissenschaften gänzlich unterschiedliche Vorstellungen über Gesetzmäßigkeiten existieren können. Am Beispiel der Physik verdeutlichte er, dass die im Mittelalter dominierende Vorstellung, dass die Erde eine Scheibe ist und sich die Sterne in Form verschiedener Schalen über dieser Scheibe drehen, für die Zeitgenossen dieser Theorie ebenso „naturgesetzlich“ war wie die Vorstellungen, die mit Galilei die Physik eroberten, allerdings waren die grundsätzlichen Vorstellungen von Natur und Welt (etwa dass die Natur von Harmonien beherrscht sei oder die Welt ein räumliches Zentrum haben müsse) gänzlich verschieden. Mit dem Begriff des *Paradigmas* bezeichnet Kuhn solche grundsätzlichen Sichtweisen der Welt, die den einzelnen Theorien und Modellen vorgelagert sind. Die Paradigmen schließen ein bestimmtes Verständnis über die Art und Weise des wissenschaftlichen Arbeitens und über den Weg zur Lösung eines wissenschaftlichen Problems ein und sie implizieren ein spezifisches Muster des Lernens. Innerhalb der Paradigmen kann es zur Prüfung der erreichten Ergebnisse kommen, das Paradigma selbst, das seinen Vertretern als ganz selbstverständliche Auffassung eines Gegenstandes und seiner Behandlungsweise erscheint, läßt sich aber nicht in derselben Weise prüfen. Innerhalb eines Paradigmas sind verschiedene Modelle möglich – etwa bei der Weiterentwicklung

von Modellen im Rahmen wissenschaftlichen Fortschritts innerhalb eines Paradigmas –, die zwar eine gemeinsame Grundauffassung ausdrücken, jedoch ansonsten beträchtliche Unterschiede aufweisen können.

Unterschiedliche Paradigmen finden sich auch in den Sozialwissenschaften. Im Bereich der Ökonomie ist es weitaus schwieriger als in den Naturwissenschaften, Modelle empirisch überhaupt zu falsifizieren. Dies liegt an dem Umstand, dass ökonomische Entwicklungen in historischer Zeit ablaufen und isolierte Experimente, die sich auch noch wiederholen lassen, in der ökonomischen Wissenschaft nicht möglich sind. Es ist angesichts dieser Bedingungen wenig überraschend, dass im Bereich der Ökonomie *gleichzeitig* verschiedene Paradigmen existieren.

Schumpeter (1965) spricht in seiner *Geschichte der ökonomischen Analyse* von verschiedenen „Visionen“ der Ökonomie und meint im Kern etwas Ähnliches wie Kuhn. Obwohl nach Schumpeter gleichzeitig verschiedene Visionen existieren können, sieht er historische Phasen, in denen eine Vision wissenschaftlich und politisch dominant war. Solche Phasen bezeichnet er als „klassische Situation“.² Eine klassische Situation bedeutet nicht, dass ein vollständig in sich geschlossenes Modell existiert oder das Modell auch nur eine hohe analytische Qualität aufweisen muss; gemeint ist vielmehr, dass Wirtschaftspolitiker, Ökonomen, Wirtschaftsjournalisten etc. in ihrer Mehrheit die Ökonomie durch die gleiche „Brille“ sehen und ihnen das dominierende Modell eine plausible Interpretation der Welt erlaubt. Klassische Situationen schließen immer auch wirtschaftspolitische Dimensionen mit ein. Da Wirtschaftspolitik wiederum in vielen Bereichen genuin makroökonomische Politik ist, müssen klassische Situationen zwingend auch makroökonomische Visionen beinhalten. Nach Schumpeter kristallisierte sich die erste klassische Situation Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Werk von Adam Smith (1723 – 1790) heraus. Die zweite klassische Situation gruppierte sich um das Werk von John Stuart Mill (1806 – 1873) in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Mit dem Werk von Alfred Marshall (1842 – 1924) ergab sich nach 1900 eine dritte klassische Situation. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde eine spezifische Keynesinterpretation, das IS-LM-Modell bzw. die Neoklassische Synthese, die uns unten noch näher beschäftigen wird, zur dominierenden Sicht von Ökonomen, Journalisten und Wirtschaftspolitikern. Die neoklassische Synthese zerbrach in den siebziger Jahren. Seit dieser Zeit hat sich keine „klassische Situation“ im Sinne Schumpeters herausgebildet. Die ökonomische Wissenschaft zerfällt derzeit in ein Gewirr unterschiedlicher Ansätze, ohne dass einer eine hegemoniale Stellung erobern konnte. Es kann somit Heilbronner und Milberg (1995) zugestimmt werden, dass im Moment eine „Crisis of Vision“ existiert.

2 „Klassische Situationen“ sind nicht zu verwechseln mit dem Paradigma der „Klassik“.

In der ökonomischen Wissenschaft haben sich gegenwärtig drei grundlegende Paradigmen etabliert (vgl. Abbildung 1):³

- Das klassische, auf Adam Smith und David Ricardo (1772 – 1832) zurückgehende Paradigma. Ob man Karl Marx (1818 – 1883) zur Klassik zu zählen muß, oder ob er ein eigenes Paradigma begründet hat, ist weithin umstritten (vgl. dazu den Beitrag von Michael Heinrich in diesem Heft).
- Das neoklassische Paradigma, das von Léon Walras (1834 – 1910), Karl Menger (1840 – 1921) und William S. Jevons (1835 – 1882) begründet wurde.
- Das von Keynes begründete keynesianische Paradigma

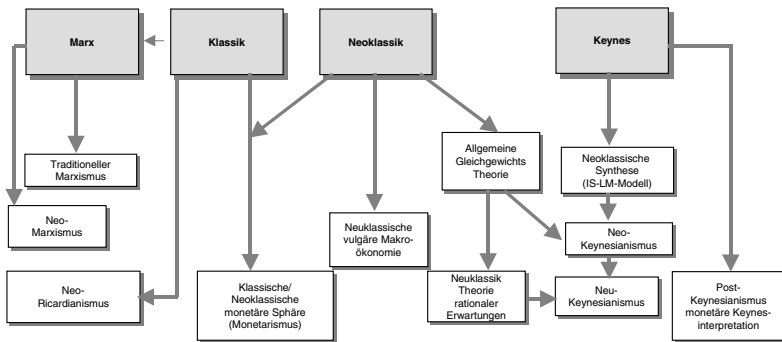
Aus Abbildung 1 ist ersichtlich, dass sich aus dem klassischen Paradigma direkt und ohne „Vermischungen“ der Neo-Marxismus sowie der Neo-Ricardianismus entwickelt haben, wobei sich die Neo-Ricardianer vor allem auf Sraffa (1960) berufen, der die klassische Theorie relativer Preise ohne die Verstrickungen der Transformation von Arbeitswerten zu Preisen korrekt dargestellt hat (vgl. Schabacker 1994). Eine klare Entwicklungslinie gibt es ebenfalls zwischen dem Originalwerk von Keynes und dem Post-Keynesianismus mit Vertretern wie Minsky (1990), Davidson (1978) und Chick (vgl. ihren Beitrag in diesem Heft). In Deutschland wurde eine ähnliche Strömung von Riese (1986) begründet (vgl. zu näheren Literaturangaben auch Heine/Herr 2000). Manchmal werden die Neo-Ricardianer zu den Post-Keynesianern gezählt, was jedoch unglücklich ist, da die Post-Keynesianer und die Neo-Ricardianer außer ihrer Frontstellung gegenüber der Neoklassik nichts miteinander gemein haben.⁴

Es gibt drei unmittelbare Verbindungslinien von den Vätern der Neoklassik zu moderneren neoklassischen Varianten.

- Der erste Strang führt zur mikroökonomisch orientierten Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Der Kerngedanke der neoklassischen Sichtweise wird am klarsten in diesem neoklassischen Tauschmodell verdeutlicht, das in der Tradition von Walras (1926) insbesondere von A. Wald, K. J. Arrow, G. Debreu und F. Hahn zu seiner jetzigen Form entwickelt wurde (am umfassendsten Debreu 1959). Von der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie gibt es wiederum eine direkte Entwicklungslinie zur Neoklassik, die insbesondere die Theorie rationaler Erwartungen aufgegriffen hat (vgl. unten).

3 Vom Institutionalismus in der Tradition von T.B. Veblen, J.R. Commons, W.C. Mitchel und C.F. Ayes wird teilweise ebenfalls der Anspruch auf ein eigenes Paradigma angemeldet (vgl. Reuter 1996). Auf den Institutionalismus soll hier aber nicht eingegangen werden.

4 Noch unglücklicher ist es, wenn der Ansatz von Sraffa (1960) als Mikrofundierung der Makroökonomie von Keynes interpretiert wird und es somit zu einer schlechten Durchmischung von Theorien kommt. Sraffa selbst hat zudem keine Andeutungen in diese Richtung gemacht.



- Der zweite Strang führt zur neoklassischen Makroökonomie. Diese Variante der Neoklassik entwickelte sich Ende des neunzehnten Jahrhunderts und ist wesentlich mit John Bates Clark (1847 - 1938) verbunden. Clark benutzte das Marginalprinzip, um mit Hilfe einer makroökonomischen Produktionsfunktion die Verteilung des Volkseinkommens anhand der physischen Grenzproduktivitäten von Kapital, Arbeit und Boden zu erklären. Ausfluss dieses Ansatzes ist der von der Neoklassik postulierte Zusammenhang zwischen sinkenden Reallöhnen und steigender Arbeitsnachfrage der Unternehmen (vgl. Clark 1899). Es war diese Variante der Neoklassik, mit der Keynes im wesentlichen konfrontiert war. Die neoklassische Makroökonomie wird hier als vulgär bezeichnet, da sie nur unter der Bedingung gilt, dass es lediglich *ein* (homogenes) Kapitalgut gibt, so dass Kapital als physisches Aggregat begriffen werden kann. Sobald es mehr als ein Kapitalgut gibt, bricht der gesamte Ansatz zusammen, und die mit einem Kapitalgut abgeleiteten Gesetze gelten nicht mehr. Dies ist das Resultat der sogenannten Cambridge-Cambridge-Debatte, die sich insbesondere im Anschluss an Sraffa (1960) entwickelte (für eine Zusammenfassung vgl. Harcourt 1972). Akademisch ist diese Variante der Neoklassik aufgrund der extrem restriktiven Annahme der Existenz nur eines Kapitalgutes tot, jedoch ist es gerade diese Variante der Neoklassik, die noch in der Mehrzahl der ökonomischen Lehrbücher herumpunkt und auch in den wirtschaftspolitischen Debatten die größte Rolle spielt.
- Die monetäre Analyse der Neoklassik führt direkt zum neoklassischen Monetarismus mit seinem nach dem Zweiten Weltkrieg prominentesten Vertreter M. Friedman. Auch vom klassischen Paradigma führt die Analyse monetärer Prozesse zu Friedman.

Im folgenden sollen die grundlegenden Unterschiede zwischen Klassik, Neoklassik und Keynes betrachtet werden, da sich daraus dann die verschiedenen Keynesinterpretationen erschließen.

Realsphäre und Geldsphäre versus monetäre Theorie

Klassik und Neoklassik

Klassik und Neoklassik gehen beide von der Konstruktion aus, dass die Welt in eine *reale* und eine *monetäre* Sphäre zerfällt. Realsphäre im klassisch-neoklassischen Sinne meint nicht die Trivialität, dass es physische Güter gibt, Technologien, Arbeitskräfte etc. Sie meint vielmehr, dass es im ökonomischen Mechanismus einen Sphäre gibt, die ohne Rückgriff auf Geld analysiert werden kann. Klassisches und neoklassisches Denken sitzt so tief, dass es für viele Ökonomen als selbstverständlich oder geradezu als naturgegeben gilt, dass eine Realsphäre existiert, die analytisch von der Geldsphäre zu trennen ist. Es muss jedoch betont werden, dass die unreflektierte Realität einer marktwirtschaftlichen Ökonomie keine Unterscheidung zwischen Sphären kennt. Realsphäre und Geldsphäre sind theoretische Konstrukte.

Insbesondere wird angenommen, dass zur Analyse der wichtigsten Gesetzmäßigkeiten in der Ökonomie der „Geldschleier“ gelüftet werden muss. In neoklassischen und klassischen Modellen wird dieser Gedanke durch das Postulat der Dichotomie zwischen Geld- und Realsphäre bzw. der *Neutralität des Geldes* ausgedrückt. Letztere besagt, dass Geld eine passive und dienende Rolle in der Ökonomie spielt und sich die Gesetze der Realsphäre durchsetzen. Ausdruck der Neutralität des Geldes ist die Annahme, dass alle wichtigen Größen in der Ökonomie ohne Rückgriff auf Geld bestimmt werden können. Reales Sozialprodukt, Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Investitionen, Ersparnisse, Reallohnsätze oder Realzinssätze werden ohne Rückgriff auf Geld abgeleitet.

Wird die Ökonomie in eine Geldsphäre und eine Realsphäre unterteilt, dann ergibt sich unmittelbar die Frage, wie sich die Interaktion zwischen diesen Sphären gestaltet. Die Theorie, welche die Unterordnung der Geldsphäre unter die Realsphäre in Klassik und Neoklassik zum Ausdruck bringt, ist die Quantitätstheorie des Geldes, die schon von David Hume und Adam Smith entwickelt und von Ricardo (1821) konsistent dargestellt wurde.⁵ Die moderneren Fassungen dieser Theorie basieren auf Fisher (1922) und in der Form der Neoquantitätstheorie nach dem Zweiten Weltkrieg auf Friedman (1976). Die Geldsphäre hat allein die Funktion, das Preisniveau zu bestimmen, wobei

5 Marx nimmt hier eine Zwitterstellung ein, was teilweise dem unvollendeten Charakter seines Werkes geschuldet ist. Einerseits betont er die zentrale Rolle von Geld, andererseits werden die von ihm postulierten grundlegenden Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Ökonomie ohne Geld abgeleitet (vgl. dazu Heine/Herr 1992, Heinrich 1999)

von folgendem Zusammenhang ausgegangen wird: Ist das reale Sozialprodukt durch die Realsphäre gegeben und wird die Geldmenge von der Zentralbank und damit außerhalb des ökonomischen Systems gesetzt, ergibt sich eine Beziehung zwischen Geldmenge und Preisniveau. Verdoppelt die Zentralbank unter ansonsten gleichen Umständen die Geldmenge, dann verdoppelt sich auch das Preisniveau.⁶ Hinter der proportionalen Beziehung zwischen Geldmenge und Preisniveau steht die Annahme einer stabilen vom realen Sozialprodukt abhängigen realen Geldnachfrage, die wiederum auf der Vorstellung basiert, dass Geld nur für Transaktionszwecke gehalten wird.⁷

Die bezüglich der Konstruktion einer realen und monetären Sphäre sowie der Rolle des Geldes gemeinsame Position von Klassik und Neoklassik hat Keynes (1936) dazu bewogen, beide Paradigmen als „Klassik“ zu bezeichnen. Jedoch muss betont werden, dass die beiden Schulen beim Verständnis der Realsphäre unvereinbare Unterschiede aufweisen.

Betrachten wir zunächst den neoklassischen Ansatz etwas genauer, der von seinem eigenen Anspruch her seine Aussagen aus individuellen Handlungskalkülen herleiten möchte. Die Realsphäre wird im neoklassischen Modell als universelle Tauschökonomie gefasst. Die walrasianische Ökonomie, die den Kern des Paradigmas zum Ausdruck bringt, ist eine intertemporale Tauschökonomie mit exogen gesetzten physischen Anfangsbeständen im Eigentum der Haushalte in der Gegenwart, gegebenen Präferenzen der Haushalte und einer gegebenen Technologie zur Produktion der Güter. In ihrer einfachsten Variante gleicht diese Vorstellung der Idee einer Kriegsgefangenenökonomie (Robinson 1974: 16ff): Jeder Gefangene bekommt ein Paket – seine Anfangsausstattung – und tauscht mit anderen Gefangenen seine Anfangsbestände, wenn dies seinen Nutzen erhöht. Im Gleichgewicht gibt es dann ein Set relativer Preise bzw. Tauschverhältnisse, die keinen Gefangenen mehr besser stellen können ohne einen anderen schlechter zu stellen. Das Tauschmodell wird dann auf die Produktion und vor allem die intertemporale Allokation ausgedehnt. Intertemporaler Tausch – z.B. der Tausch von vier Autoreifen heute gegen ein Ruderboot in zwei Jahren – ist eine äußerst spezifische Form der Erfassung von Zeit, die uns noch beschäftigen wird. Sie unterstellt, dass schon heute die gesamte Zukunft vertraglich festgelegt wird. Für Unsicherheit gibt es dann keinen Platz mehr, da universelle Gütermärkte die Zukunft in die Gegenwart übersetzen (Hahn 1984). Der Arbeitsmarkt, der Markt für

6 Bei einigen Klassikern war die Geldmenge durch die Goldproduktion gesteuert, was an der grundlegenden Argumentation jedoch nichts ändert.

7 Die Stabilität der Geldnachfrage kann auch durch die Stabilität der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes ausgedrückt werden. Eine reale Geldnachfrage bedeutet, dass Wirtschaftssubjekte eine bestimmte reale Kaufkraft in der Form von Geld halten wollen. Verdoppelt sich das Preisniveau, dann wird sich die nominelle Geldnachfrage verdoppeln, damit die reale Geldhaltung unverändert bleibt.

Konsumgüter und der Markt für Kapitalgüter stehen auf gleicher Ebene und finden simultan zu einem Gleichgewicht mit Auslastung aller Ressourcen.⁸ Mit diesem Gleichgewicht sind in der walrasianischen Ökonomie die Einkommensverteilung, das Produktionsvolumen, das Beschäftigungsvolumen und die Produktions- und Konsumstruktur bestimmt. Da die Tauschökonomie intertemporal ist, wird durch die gleichgewichtigen relativen Preise „in einem Abwasch“ auch die Investitions- und Spartätigkeit festgelegt. Wird eine Ökonomie nach der Logik eines Kriegsgefangenenlagers begriffen, kann fehlende aggregierte Nachfrage nie Ursache für eine Unterauslastung der Ressourcen sein, denn jedes Tauschangebot eines Wirtschaftssubjektes ist zwingend mit einer Tauschnachfrage gekoppelt. Auf einer anderen Ebene ausgedrückt heißt dies, dass stets alle Ersparnisse über den Zinsmechanismus in Investitionen umgewandelt werden. Dies ist der Kern des Sayschen Theorems. Die Klassik stellte im Vergleich zur Neoklassik Produktion und Akkumulation in den Mittelpunkt der Betrachtung und leitet ihre Aussagen nur rudimentär handlungstheoretisch ab. Das klassische Paradigma geht bei der Analyse der Realsphäre nicht von exogen gesetzten physischen Anfangsbeständen aus, sondern von einem elastischen Angebot an Ressourcen (Reproduktion) und einer exogen gesetzten Einkommensverteilung. Letztere wird durch die Vorgabe des Reallohnsatzes bestimmt, wobei der Reallohn in der einfachsten Variante durch die Reproduktionsnotwendigkeiten der Arbeiter gesetzt ist. Bei gegebener Technik und gegebenem Reallohnsatz können dann die relativen Preise sowie die Profitrate bestimmt werden. Die Profite bestimmen wiederum die Investitionstätigkeit bzw. die Akkumulation. Klassiker sehen in den Preisen der Güter Arbeitseinheiten verkörpert. Jedoch entsteht das Problem, dass bei einer Profitrate, die größer als Null ist, bei unterschiedlichen Kapitalintensitäten in einzelnen Branchen die Preise der Güter nicht den Arbeitseinheiten entsprechen können, denn dies würde dem Gesetz einer einheitlichen Profitrate widersprechen. Das Problem wurde von Sraffa (1960) gelöst, jedoch ohne Rückgriff auf Arbeitseinheiten.

Keynes

Keynes ist angetreten, der klassischen-neoklassischen Dichotomie zwischen einer Real- und Geldsphäre eine andere Sicht entgegenzustellen. Dem Konstrukt einer Real- und Geldsphäre setzte er das Konstrukt einer monetären Produktionswirtschaft gegenüber (Keynes 1979). Die klassisch-neoklassische Frage nach der Neutralität des Geldes macht im Keynesschen Ansatz keinen Sinn. Vielmehr wird hier eine Hierarchie der Märkte postuliert, die *alle* durch

8 Es wird, genauer gesagt, untersucht, ob ein Gleichgewicht mathematisch bestimmt werden kann, also ob überhaupt eines existiert. Unter bestimmten Annahmen gelingt die mathematische Lösung, in der Regel sind aber mehrere Gleichgewichte möglich. Ob jedoch der Marktprozess zu einem Gleichgewicht führt, bleibt offen (vgl. u.a. Hahn, Solow 1997).

monetäre Prozesse gesteuert sind. Der Vermögensmarkt steht an der Spitze der Markthierarchie, er dominiert den Güter- und den Arbeitsmarkt. Nach Keynes steuern Geldvorschüsse die Produktion. Das bedeutet, dass Prozesse auf dem Vermögensmarkt über den gewünschten Bestand an Produktivvermögen und damit auch über die Investitionstätigkeit entscheiden. Nach dieser Sicht ist eine Marktwirtschaft eine Kredit- bzw. Verpflichtungsökonomie. Auf dem Vermögensmarkt stellen sich Unternehmen in der Regel als Schuldner dar, die Kredite vom Bankensystem oder direkt von den Haushalten bekommen. Unternehmen können selbstverständlich auch über Eigenkapital verfügen. Aber auch in diesem Fall handelt es sich um einen Geldvorschuss, diesmal eines Eigentümers. Die Unternehmer schießen das erhaltene Geld in Produktivkapital und Arbeitskräfte vor und organisieren den Produktionsprozess. Produktionsprozesse sind in Geldökonomien automatisch Einkommensbildungsprozesse. Das geschaffene Einkommen erhalten die Arbeitnehmer als Lohn, der Rest fließt zunächst an die Unternehmer. Diese müssen wiederum ihre Gläubiger und die Eigentümer des Unternehmens bedienen.

Aus diesem Grunde sah Keynes in der Formel „Geld-Ware-Geld“ bzw. ausführlicher „Geldvorschuss - Produktion - Einkommensbildung - Geldrückfluss“ den allgemeinsten Ausdruck einer monetären Produktionswirtschaft. Diese Kreislaufformel des Kapitals stammt von Marx (1867) und wurde von Keynes als abstraktester Ausdruck einer Geldökonomie übernommen (Keynes 1979). Monetäre Produktionswirtschaften folgen somit nicht der Logik „Ware-Geld-Ware“, die für eine Tauschwirtschaft mit Geld als Vermittler, also für die Logik der neoklassischen Ökonomie steht. Aus der Formel „Geld-Ware-Geld“ erschließt sich unmittelbar, dass die aggregierte Nachfrage auf den Gütermärkten zur bestimmenden Größe des Produktionsvolumens und damit auch der Beschäftigung wird. Die aggregierte Nachfrage wird über Geldvorschüsse gesteuert. Dies ergibt sich in erster Linie über die Investitionsnachfrage. Investitionen stellen das entscheidende Scharnier zwischen dem Vermögens- und Gütermarkt dar, da sie einerseits eine Vermögenskategorie sind – den Bestand an Produktivvermögen verändern –, andererseits Nachfrage nach Gütern darstellen (Riese 1986, Heine/Herr 2000). Die Investitionsnachfrage hat auf dem Gütermarkt eine dominante Bedeutung, da sie den Einkommensbildungsprozess anstößt und damit indirekt auf anderen Nachfragekomponenten wirkt. Die aggregierte Konsumnachfrage wird primär durch das Einkommensniveau bestimmt, das wiederum zentral von der Investitionstätigkeit abhängt. Dies ist die zentrale Aussage des Multiplikatortheorems. Das von Keynes entwickelte Prinzip der effektiven Nachfrage steht in krassem Gegensatz zum Sayschen Theorem (Keynes 1936).

In der Perspektive von Keynes ist der Zinssatz ein *monetäres* Phänomen. Damit ist gemeint, dass Zinsen kein Ausdruck einer wie auch immer gearteten Real-sphäre sind, also nicht wie im neoklassischen Ansatz eine physische Produktivi-

tät von Kapitalgütern oder Zeitpräferenzen von Haushalten repräsentieren. Zinssätze werden auf dem Vermögensmarkt bestimmt und sind der Preis für die zeitlich befristete Aufgabe von *Geld*. Zinsen sind wie Löhne für Unternehmen Kosten⁹, die verdient werden müssen. Der Zinssatz lässt sich als eine Art Steuer interpretieren, welche die Gläubiger des Unternehmenssektors einstreichen (Keynes 1936, Kap. 18). Durch den Zinssatz wird eine Mindestverwertung von Produktionsprozessen erzwungen, die ansonsten nicht existieren würde. Im Gleichgewicht bestimmt der monetäre Zinssatz die Verwertungsrate von Produktivvermögen. Nach klassisch-neoklassischer Sicht ist es, wie gesagt, gerade umgekehrt, da sich dort der Geldzinssatz einer – wie auch immer bestimmten – Verwertungsrate der Realökonomie anpasst. Investitionen hängen bei Keynes unter anderem vom monetär bestimmten Zinssatz ab und können nicht als Ausdruck einer Realsphäre ohne Einfluss einer Geldsphäre gefasst werden.

Ökonomie als abgeschlossener Automat oder offenes System

Auch Klassik und Neoklassik kennen gesellschaftliche Rahmenseetzungen für die Ökonomie wie beispielsweise die Eigentumsordnung. Zudem werden spezifische exogene Setzungen von der Gesellschaft übernommen. In der Neoklassik sind dies, wie oben schon angesprochen, insbesondere die Präferenzen der Haushalte bezüglich ihrer Konsumwünsche – formal eine Nutzenfunktion für jedes Individuum – und die existierende Technologie – formal die Produktionsfunktion für jede Branche – sowie die Anfangsbestände an physischen Ressourcen einschließlich Arbeitskraft. Allerdings sind diese Setzungen keine „Brücken“, die Prozesse zwischen dem System Ökonomie und der Gesellschaft insgesamt verbinden könnten.

Klassisches und neoklassisches Paradigma begreifen die Ökonomie als einen vom Rest der Gesellschaft abgetrennten Automaten, den man isoliert untersuchen kann. Methodisch folgen die Anhänger dieses Paradigmas der traditionellen Physik, die bei der Entwicklung des eigenen Paradigmas Pate stand. Zweifelsfrei ist dies bei der Neoklassik der Fall (Mirowski 1984).¹⁰ Ökonomische Gesetze sind dann quasi „Naturgesetze“, die unabhängig vom Willen der Wirtschaftssubjekte und von gesellschaftlichen Prozessen ablaufen. Die Klassik unterliegt ebenfalls einem „naturgesetzlichen“ Denken bei der Analyse der Ökonomie. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache, dass sie keine

9 Arbeitet das Unternehmen mit eigenen Mitteln handelt es sich um Opportunitätskosten.

10 Sehr deutlich bringt dies Walras (1926: 47ff) zum Ausdruck: „It is already perfectly clear that economics, like astronomy and mechanics, is both an empirical and rational science. (...) It took from a hundred to a hundred and fifty or two hundred years for the astronomy of Kepler to become the astronomy of Newton and Laplace, and for the mechanics of Galileo to become the mechanics of d'Alembert and Lagrange. On the other hand, less than a century has elapsed between the publication of Adam Smith's work and the contributions of Cournot, Gossen, Jevons and myself.“

ausgebaute Handlungstheorie von Wirtschaftssubjekten präsentieren konnte. Auch Marx war an diesem Punkt ein Klassiker. Ein gutes Beispiel für ein von der besonderen Form des Kapitalismus unabhängiges Gesetz ist bei ihm das „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“, das, so die Vorstellung vieler Marxisten, auch zum Untergang des Kapitalismus führen müsse.

Keynes setzt dem klassisch-neoklassischen „abgeschlossenen“ Ansatz eine Theorie entgegen, der zwischen der Ökonomie und anderen Bereichen der Gesellschaft vielfältige Verbindungen sieht (vgl. auch Chick in diesem Heft). Es war das Anliegen von Keynes, die Ökonomie zurück in die Gesellschaft zu bringen und ökonomische Modelle so zu öffnen, dass sie in der Lage sind, eine Verbindung zwischen dem Subsystem Ökonomie und der Gesellschaft insgesamt herzustellen. Keynes (1936) entwickelte Kategorien, die im positiven Sinne eine Offenheit des Modells ermöglichen. Typisch sind die erwartungsgesteuerte (und nicht technologisch gesteuerte) Verzinsungsrate von zusätzlichem Produktivvermögen¹¹ oder die „Liquiditätsprämie“ (Keynes 1936: 189f). Erstere drückt die Erwartungen der Unternehmen bei der Investitionsentscheidung aus. Letztere die Erwartung der Geldbesitzer, die dem Halten von Geld eine subjektive nichtpekuniäre Verwertungsrate beimessen, die den Vorteil der Geldhaltung bezüglich der Liquiditäts- und Sicherheitsbedürfnisse ausdrückt.¹² Diese Raten werden in ihrem Niveau durch den „Zustand des Vertrauens“ (Keynes 1936: 125f) gesteuert. In Kategorien dieser Art reflektiert sich die Erkenntnis, dass wirtschaftliches Handeln zwingend unter Unsicherheit stattfindet, da wir die Zukunft nicht kennen können.

Die Ökonomie befindet sich nach Keynesischer Sicht an der Schnittstelle zwischen exakter (Natur-)Wissenschaft und Geschichte.¹³ Sie ist gerade kein in

11 Sprachlich etwas unglücklich nennt Keynes (1936: 114f) die erwartete Verzinsungsrate von zusätzlichem Produktivvermögen „Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals“, obwohl seine Grenzleistungsfähigkeit mit der technologisch bestimmten Grenzproduktivität des Kapitals nichts gemein hat.

12 Geld steht für kurzfristige Anlagen (einschließlich von Termineinlagen, kurzfristigen Wertpapieren etc.) im Gegensatz zu langfristigen Anlagen.

13 Sehr schön bringt dies der späte Hicks zum Ausdruck: „Es ist einfach so, dass die Ökonomie in der Zeit existiert, und zwar auf eine Art, wie es für die Naturwissenschaften nicht zutrifft. Alle ökonomischen Daten haben einen zeitliche Bezug, so dass induktive Beweise immer nur eine Beziehung herstellen können, die innerhalb der Periode als gültig erscheint, auf die sich die Daten beziehen... Wenn eine Beziehung über (sagen wir) die letzten fünfzig Jahre hergestellt wurde, können wir vernünftigerweise nicht annehmen, dass sie auch für die nächsten fünfzig Jahre gelten könne. In den Naturwissenschaften sind solche Annahmen vernünftig, in der Ökonomie sind sie es nicht. Die Ökonomie befindet sich am Rande der (exakten) Wissenschaft und am Rande der Geschichte.“ (Hicks 1979: 38) Solow, ein ehemaliger Verfechter der vulgären neoklassischen Makroökonomie, argumentiert, dass „das Endprodukt der ökonomischen Analyse ... eine Sammlung von Modellen sein sollte, die abhängig sind von den Umständen der Gesellschaft, vom historischen Kontext.“ (Solow 1985: 330) Auch Samuelson bemerkt: „Technisch formuliert, haben wir Theoretiker gehofft, keine Hysteresis-Probleme in unsere Modelle einzuführen, wie es die Bibel tut, wenn sie sagt ‚Wir gehen jeden Weg nur einmal‘, und indem man das sagt, nimmt man das Thema aus dem

sich abgeschlossenes System, das keine Verbindungen zu anderen Teilen der Gesellschaft hat. Vielmehr sind Ökonomien durch länderspezifische und historisch spezifische formelle und informelle Rahmenbedingungen gekennzeichnet. Der Keynesische Ansatz ist methodisch zwischen dem „naturwissenschaftlichen“ Ansatz der Neoklassik und Geschichtsschreibung auf einer mittleren Ebene angesiedelt. Das bedeutet, dass Wirtschaftspolitiken, Institutionen im Bereich der Ökonomie und außerhalb der Ökonomie oder politische Faktoren für die Entwicklung der Ökonomie eine fundamentale Bedeutung haben. Denn Gesellschaften unterscheiden sich etwa bezüglich der wirtschaftspolitischen Ansichten und Aktionen der relevanten gesellschaftlichen Gruppen, ihrer geldpolitischen Strategie, dem Glauben in ökonomische Modelle, der Erwartungen der Wirtschaftssubjekte, des Lohnbildungsmechanismus, des Finanzsystems – um nur einige Beispiele zu nennen. Die Offenheit des Keynesischen Systems impliziert auch, dass es für eine Gesellschaft wirtschaftspolitische Optionen gibt, die *politisch* entschieden werden müssen. Es gibt weder eine „natürliche“ Verteilung von Einkommen und Vermögen noch eine „natürliche“ Arbeitslosenquote.

Die verschiedenen Keynesinterpretationen

Die Neoklassische Synthese

Wir können nun zu den verschiedenen Interpretationen von Keynes kommen. Bei der Darstellung der ökonomischen Paradigmen und Modelle in Abbildung 1 nimmt das IS-LM-Modell bzw. die Neoklassische Synthese eine wichtige Stellung ein. Das IS-LM-Modell wurde von Hicks (1937) als Interpretation der *Allgemeinen Theorie* von Keynes (1936) entwickelt.¹⁴ Insbesondere Modigliani (1944), jedoch auch Klein (1947), Hansen (1953) und Pankin (1956) entwickelten das Modell weiter zur „Neoklassischen Synthese“, die in der Nachkriegszeit eine hegemoniale Stellung einnahm. Eine populärwissenschaftliche Variante wurde von Samuelson mit seinem immer wieder aufgelegten Bestseller *Volkswirtschaftslehre* (Samuelson 1948) präsentiert. Es war auch Samuelson, der den Begriff „Neoklassische Synthese“ prägte (Snwodon, Vane, Wynarczyk 1994, S. 18ff).¹⁵ In den siebziger Jahren zerbrach die Bindungskraft der neoklassischen Synthese, symbolisch festgemacht an der Phillips-Kurve, die von den Vertretern der neoklassischen Synthese als instabil anerkannt werden musste. Dies ändert jedoch nichts an dem Umstand, dass

Bereich der Wissenschaft heraus und überführt es in den Bereich der genuinen Geschichte.“ (Samuelson 1969: 184f). Alle Zitate in dieser Fußnote übersetzt aus Davidson (1987).

14 Hicks (1976) glaubte später selbst nicht mehr an das IS-LM-Modell: „I must say that the diagram is now much less popular with me than I think it still is with many other people. It reduces the General Theory to equilibrium economics.“

15 Joan Robinson hat die Neoklassische Synthese weniger freundlich als „Bastardkeynesianismus“ bezeichnet (vgl. Felderer, Homburg 1984: 100).

diese Keynesinterpretation in der Masse der volkswirtschaftlichen Lehrbücher nach wie vor unbeirrt vertreten wird.

Die Neoklassische Synthese zeichnet sich dadurch aus, dass Teile der Keyneschen Argumentation in das hergebrachte neoklassische Makromodell eingebaut werden. Es handelt sich um ein typisches Verhalten von Vertretern eines Paradigmas, die Argumentationen, die für das eigene Paradigma gefährlich sind, in entschärfter Form integrieren. Bezogen hat man sich bei der Neoklassischen Synthese ausschließlich auf Keynes' *Allgemeine Theorie* (Keynes 1936), und auch das nur zum Teil. Die Dominanzbeziehung zwischen dem neoklassischen Teil und dem keynesianischen Teil der Neoklassischen Synthese ist eindeutig: Langfristig sollen die neoklassischen Ergebnisse gelten, während kurzfristige Störungen „keynesianisch“ erklärt werden. Keynesianismus wird somit als kurzfristige Abweichung vom neoklassischen langfristigen Gleichgewicht einschließlich Vollbeschäftigung angesehen. Es wird lediglich zugestanden, dass sich im historischen Prozess der neoklassische Gleichgewichtszustand nicht so schnell durchsetzt wie von den „alten“ Neoklassikern angenommen wurde.

Grundsätzlich sind Preise nach neoklassischer Sicht flexibel. Die Flexibilität der Preise hat für eine Marktwirtschaft fundamentale Bedeutung, da nur das freie Spiel der Preise die Auslastung aller Ressourcen garantieren kann. Keynes, so die Argumentation, hat zurecht betont, dass in der Realität Preise nicht so flexibel sind wie im Modell. Aufgrund von Preisrigiditäten kann der Markt nicht sofort sein langfristiges neoklassisches Gleichgewicht finden. Insbesondere führen rigide Löhne zu Arbeitslosigkeit. Keynesianismus wurde weitgehend mit dem Postulat starrer Löhne identifiziert, und Lohnstarrheit wurde zur wichtigsten Ursache für temporäre Störungen des neoklassischen Gleichgewichts mit Vollbeschäftigung. Flexible Löhne würden in der Neoklassischen Synthese zu Vollbeschäftigung führen. Jedoch wurden noch andere „schlechte“ Verhaltensweisen aufgeführt. Die Unternehmen verhalten sich schlecht, wenn sie bei Zinssenkungen nicht investieren (die sogenannte Investitionsfalle), und die Haushalte verhalten sich schlecht, wenn sie bei steigender Geldmenge die zusätzliche Geldmenge ohne Zinssatzsenkungen halten (die sogenannte Liquiditätsfalle). Keynesianismus deckt somit die kurz- bis mittelfristigen „Imperfektionen“ (Unvollkommenheiten) des an sich gültigen neoklassischen Paradigmas ab.¹⁶

Gibt es Starrheiten und schlechte Verhaltensweisen und erscheint die Zeitperiode zu lang, die marktendogen zum neoklassischen Gleichgewicht mit Vollbeschäftigung führt, dann gibt es wirtschaftspolitischen Handlungsbedarf.

16 „Die ‚Imperfektionisten‘, also Keynesianer ..., teilen die Auffassung der Neoklassischen Ökonomen, dass normalerweise Marktkräfte in Richtung auf das Vollbeschäftigungsgleichgewicht existieren.“ (Felderer, Homburg 1987: 101)

Erhofft wurde, dass es durch eine geld- und fiskalpolitische Feinsteuerung gelingen würde, immer ein Vollbeschäftigungsgleichgewicht zu realisieren. Gesprochen wurde von einem „mechanischen“ Keynesianismus, der durch Geld- und Fiskalpolitik die Ökonomie zu einem Vollbeschäftigungsgleichgewicht „schiebt“. Betont wird in der Neoklassischen Synthese die Rolle der Fiskalpolitik, da bei der Investitions- und Liquiditätsfalle expansive Geldpolitik nicht wirkt. Allerdings lässt sich, so die Argumentation, über expansive Fiskalpolitik eine Vollbeschäftigungssituation herstellen – die Anhänger der Neoklassischen Synthese wurden zu „Fiskalisten“.

Relevante Teile der Keynesschen Theorie sind in der Neoklassischen Synthese nicht enthalten oder widersprechen ihr. Der wohl wichtigste Punkt ist, dass Keynes im Unterschied zu Neoklassischer Synthese und Neoklassik nicht daran glaubte, dass Lohnflexibilität zur Verbesserung der Beschäftigungslage führt. „Die Annahme, dass eine nachgiebige Lohnpolitik ein richtiges und angemessenes Zubehör eines im großen und ganzen auf *laissez-faire* beruhenden Systems ist, ist das Gegenteil der Wahrheit.“ Und: „Das Hauptergebnis dieser Politik (flexibler Löhne, d. V.) wäre eine große Unbeständigkeit der Preise, die so heftig sein könnte, dass sie die Geschäftsberechnungen in einer Wirtschaftsgesellschaft vereiteln könnte, die nach der Art derer funktioniert, in der wir leben.“ (Keynes 1936: 227). Ein großer Mangel der Neoklassischen Synthese besteht darin, dass Keynes' anderes Hauptwerk *Vom Gelde* aus dem Jahre 1930 gänzlich ignoriert wurde. Dort entwickelte Keynes seine Inflationstheorie, die in der neoklassischen Synthese gänzlich fehlt. Nach Keynes (1930) besteht der Kern inflationärer und deflationärer Prozesse in einer Lohn-Preis-Spirale, da steigende Löhne über steigende Kosten zu Inflation und fallende Löhne zu Deflation führen.¹⁷ Keynes hat somit sehr wohl sich verändernde Löhne untersucht. Er ging von der Wünschbarkeit rigider Löhne aus, da er rigide Löhne als eine Stabilitätsbedingung von kapitalistischen Ökonomien ansah und gerade nicht als Störung.

Der Vermögensmarkt ist in der Neoklassischen Synthese in sehr rudimentärer Art und Weise modelliert. Vermögenshaushalte haben in der Neoklassischen Synthese nur die Wahl zwischen Geldhaltung und der Haltung von festverzinslichen Wertpapieren. Letztere ist wiederum in erster Linie spekulativ bestimmt, da Wirtschaftssubjekte bei der Erwartung fallender Kurse von Wertpapieren in Geld umsteigen – die Geldnachfrage steigt – und bei der Erwartung steigender Kurse Wertpapiere kaufen – die Geldnachfrage sinkt. Nun mag die Spekulation auf Märkten mit festverzinslichen Wertpapieren zwar

17 Werden Produktivitätsentwicklungen berücksichtigt, dann führt eine Erhöhung des Geldlohniveaus, die über der Erhöhung der Produktivität liegt, zu steigenden Lohnstückkosten und zur Preisniveauerhöhung. Steigen die Löhne weniger stark an als die Produktivität, dann sinkt das Preisniveau aufgrund fallender Lohnstückkosten (vgl. Keynes 1930, Riese 1986, Heine/Herr 2000).

eine Rolle spielen, jedoch ist nicht anzunehmen, dass diese Spekulation das Zentrum der Instabilität kapitalistischer Ökonomien bildet. Leijonhufvud (1973) hat gegenüber der Neoklassischen Synthese zurecht betont, dass es Keynes' Denken entsprach, Aktienvermögen und damit Produktivkapital in den Vermögensmarkt zu integrieren. Wirtschaftssubjekte wechseln nach Keynes zwischen der Finanzierung von Unternehmen (in Form von Aktien und festverzinslichen Wertpapieren) und Geldhaltung (vgl. Keynes 1936, Kap. 12). Diese Portfolioentscheidung hat eine gänzlich andere Qualität als bei der Neoklassischen Synthese, da Wirtschaftssubjekte sich Gedanken über die zukünftige Entwicklung von Unternehmen und Aktienkursen machen müssen. Bei einer Dominanz der Spekulation auf Aktienmärkten sah Keynes große Gefahren für die Stabilität der Ökonomie. „Spekulanten mögen unschädlich sein als Seifenblasen auf einem steten Strom der Unternehmungslust. Aber die Lage wird ernsthaft, wenn die Unternehmungslust die Seifenblase auf einem Strudel der Spekulation wird. Wenn die Kapitalentwicklung eines Landes das Nebenerzeugnis der Tätigkeit eines Spielsaales wird, wird die Arbeit schlecht getan werden.“ (Keynes 1936: 134) Können Haushalte nur zwischen festverzinslichen Wertpapieren und Geld wechseln, wird die kapitalistische Welt zu harmlos modelliert. Überhaupt verschwindet die Unsicherheit in der Neoklassischen Synthese. Sie kann zwar theoretisch durch Verschiebungen der Kurven eingefangen werden, dies steht jedoch nicht im Zentrum des Modells.¹⁸

Die Geldmenge wird als von der Zentralbank exogen gesetzt angesehen. An diesem Punkt kann sich die Neoklassische Synthese auf Keynes (1936) berufen, der in der Allgemeinen Theorie wie in der neoklassischen Quantitätstheorie des Geldes von einer exogenen Setzung der Geldmenge ausging. Im Unterschied zur Quantitätstheorie betonte Keynes allerdings die Instabilität der Geldnachfrage. Vertreter des Post-Keynesianismus haben die Annahme der Exogenität des Geldes aufgehoben und die Zentralbank damit in den Marktprozess integriert (Kaldor 1985, Moor 1983, Riese 1989, Heine/Herr 2000). Die Zentralbank kann zwar den kurzfristigen Refinanzierungzinssatz der Banken diktieren, doch hängt die Geldmenge, die bei einem gegebenen Refinanzierungzinssatz geschöpft wird, vom Kalkül der Banken und der Unternehmen ab. Die Unternehmen werden nämlich entsprechend ihrer Kalküle eine bestimmte Kreditnachfrage entfalten und die Banken ein bestimmtes Kreditangebot. Die Folge ist, dass die Zentralbank bei der Geldmengenentstehung ein Marktteilnehmer ist und die Geldmenge nicht exogen setzen

18 Die Neoklassische Synthese leidet zudem an der Ungereimtheit, dass das Kreditvolumen in der Ökonomie gegeben ist, jedoch Unternehmen sich bei Investitionen neu verschulden müssen. Die Neuverschuldung der Unternehmen wird beim Kreditvolumen nicht berücksichtigt. Formal gesprochen: Bei der Existenz von Investitionen müsste sich die LM-Kurve verschieben, was sie jedoch nicht tut.

kann. Die Analyse der Endogenisierung der Geldmenge ist eine wichtige Weiterentwicklung des Keyneschen Ansatzes durch den Post-Keynesianismus, welche die Stellung der Instabilität der Geldnachfrage innerhalb des Keyneschen Paradigmas relativiert hat.

Durch die Dominanz der Neoklassischen Synthese in der Nachkriegszeit wurde keynesianische Wirtschaftspolitik schlicht mit Fiskalpolitik gleichgesetzt. Mit dem Scheitern simpler Fiskalpolitik wurde dann auch das generelle Scheitern des Keynesianismus verbunden. Keynes hat dagegen die Rolle der Fiskalpolitik immer als beschränkt angesehen. Er sprach sich für eine antizyklische Fiskalpolitik aus, gegen die nichts einzuwenden ist. Jedoch betonte er – im Gegensatz zur Neoklassischen Synthese – die Wirksamkeit und Notwendigkeit einer Politik des leichten Geldes (Leijonhufvud 1973, Riese 1986). Bei überzyklischen Wachstumsschwächen, die Keynes für möglich hielt, setzte er keineswegs auf Fiskalpolitik. Vielmehr sah er es als unumgänglich an, dass in einer solchen Situation der Staat unmittelbar auf die Investitionstätigkeit einwirkt. „Ich denke mir daher, dass eine ziemlich umfassende Verstaatlichung der Investitionen sich als das einzige Mittel zur Erreichung einer Annäherung an Vollbeschäftigung erweisen wird; obschon dies nicht alle Arten von Zwischenlösungen und Verfahren ausschließen muss, durch welche die öffentliche Behörde mit der privaten Initiative zusammenarbeiten wird.“ Eine Planwirtschaft schließt Keynes allerdings aus, denn er fährt fort: „Aber darüber hinaus wird keine offensichtliche Begründung für ein System des Staatssozialismus vorgebracht, das den größten Teil des wirtschaftlichen Lebens des Gemeinwesens umfassen würde“ (Keynes 1936: 319) Was die Verstaatlichung der Investitionen im einzelnen bedeutet, bleibt im Dunkeln.¹⁹

Neo-Keynesianismus und Neu-Keynesianismus

Hat die Neoklassische Synthese noch etwas mit Keynes zu tun, da zumindest Geld in der Analyse auftaucht und ein Vermögenmarkt mit Geld modelliert wird, so verschwindet bei den beiden folgenden Keynesinterpretationen Geld vollständig aus der Analyse. Aus der Neoklassischen Synthese haben die beiden hier skizzierten Keynesinterpretationen faktisch eine einzige Idee übernommen und in die neoklassische Allgemeine Gleichgewichtstheorie transportiert: die Rigidität von Löhnen und Preisen. Der *Neo-Keynesianismus* basiert auf der Mikrovariante der Neoklassik und untersucht, was in der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie passiert, wenn statt flexibler Preise feste Preise angenommen werden (vgl. beispielsweise Barro/Grossmann 1976, Clauer 1975, Leijonhufvud 1973, Malinvaud 1977). Es gilt als revolutionär, zumin-

19 Weitere Elemente einer Wirtschaftspolitik von Keynes sind eine produktivitätsorientierte Lohnpolitik, um einen Anker für das Preisniveau zu schaffen, und gegebenenfalls außenwirtschaftliche Regulierungen insbesondere der Kapitalströme.

dest kurzfristig die Dominanz von Mengeneffekten gegenüber Preiseffekten zu postulieren und dann zu Mengenlösungen zu kommen, die nicht durch Marktträumung geprägt sind. Wie in der Neoklassischen Synthese wird somit eine „Imperfektion“ des Marktsystems angenommen und untersucht, welche Ergebnisse diese Annahme erzeugt. Es ist wenig verwunderlich, wenn bei solchen Fixpreismodellen im Rahmen der neoklassischen Mikroökonomie eine Marktträumung ausbleiben kann und dann Arbeitslosigkeit auftaucht. Ein Strang des Neo-Keynesianismus betonte Informationsprobleme von Marktsystemen. So werden die Arbeiter beispielsweise in ihrer Nachfrage nach Sekt beschränkt, wenn sie arbeitslos sind und ein geringes Einkommen haben. Die Sektproduzenten stellen jedoch keine Arbeiter ein, da sie keine Nachfrage nach Sekt verspüren. Reagieren die Preise nicht, dann kann eine solche Situation langfristig Arbeitslosigkeit erzeugen. Beflügelt wurde der neo-keynesianische Ansatz durch das Forschungsprojekt einer „Mikrofundierung der Makroökonomie“. Es wurde oben ausgeführt, dass die neoklassische vulgäre Makroökonomie auf tönernen Füßen steht. Gleichzeitig mit der Entstehung der Neoklassischen Synthese entstand ein breiter Konsens, dass makroökonomische Modelle mikrofundiert sein sollten (vgl. Samuelson 1947). Der Neo-Keynesianismus kann als Versuch einer *neoklassischen* Mikrofundierung nicht von Keynes, jedoch der Neoklassischen Synthese begriffen werden.

Der *Neu-Keynesianismus* (vgl. beispielsweise Gordon 1990, Mankiw 1990, Romer 1996), der sich seit den achtziger Jahren vor allem in den USA entwickelt hat, übernimmt etliche Elemente des Neo-Keynesianismus. Der Ansatz basiert auf der walrasianischen Allgemeinen Gleichgewichtstheorie und unterstellt Preisrigiditäten. Das Modell ist damit ebenfalls methodisch bei der neoklassischen Mikroökonomie angesiedelt.²⁰ Zum Neo-Keynesianismus gibt es jedoch zwei Unterschiede. Erstens wird – wie in der Neoklassik – von rationalen Erwartungen ausgegangen. Der Neu-Keynesianismus ist somit eine Weiterentwicklung des Neo-Keynesianismus, jedoch beeinflusst durch die erstarkende Theorie rationaler Erwartungen. Zweitens setzt der Neu-Keynesianismus nicht einfach ohne große Begründung rigide Preise. Es wird vielmehr versucht, aus den Optimierungskalkülen der Wirtschaftssubjekte heraus die Rigidität der Preise als rational zu begründen.

Insgesamt werden von verschiedensten Autoren verschiedenste Ad-Hoc-Annahmen gemacht, die zu Abweichungen vom langfristigen neoklassischen Gleichgewicht führen können. Die Annahmen sind teilweise an den Haaren herbeigezogen. So unterstellt eine Richtung als sogenannte Effizienzloohnhypothese, dass Arbeiter prinzipiell bei der Arbeit Leistung zurückhalten. Ein

20 „New Keynesians have added onto the classical system one or more ad hoc supply-side imperfections in terms of rigidities and/or coordination failures to explain short-term unemployment and aggregate output fluctuations. In the long-run, free markets will find the classical solution.“ (Davidson 1994: 292)

solches Bummeln kann ein Unternehmen durch strenge Aufseher unterbinden. Es kann Bummeln jedoch auch durch Bezahlung von Reallöhnen, die über dem allgemeinen Lohnniveau liegen, bekämpfen. In diesem Fall besteht für einen Arbeiter, der beim Bummeln erwischt wird, die Gefahr, entlassen zu werden und nur noch Arbeit zum niedrigeren allgemeinen Marktlohn zu finden. Um dieser Gefahr zu entgehen, wird er weniger bummeln. Setzen viele Unternehmen Reallöhne als Mittel gegen Bummeln ein, verharrt das Reallohniveau über dem Gleichgewichtsniveau und ist daher mit Arbeitslosigkeit verbunden.

Neoklassische Synthese, Neo-Keynesianismus und Neu-Keynesianismus sind Ausdifferenzierungen des neoklassischen Paradigmas, wobei bei den beiden letzten Varianten Geld gänzlich aus der Analyse verbannt und die Allgemeine Gleichgewichtstheorie als unmittelbares Referenzmodell gewählt wird. Der Streitpunkt zwischen diesen Varianten neoklassischer Theorie besteht im Kern darin, dass unterschiedliche Begründungen und Anpassungsgeschwindigkeiten von Preisen bei Abweichungen vom neoklassischen Vollbeschäftigungsmodell angenommen werden. Mit Keynes haben diese Ansätze insgesamt herzlich wenig zu tun (vgl. Davidson 1994: 290ff).

Erwartungen und Unsicherheit als ein zentrales Unterscheidungsmerkmal ökonomischer Paradigmen

Eine Scheidelinie zwischen Keynes sowie der Neoklassik und den in ihrer Tradition stehenden Interpretationen von Keynes ist die Erfassung von Zeit bzw. die Analyse der Erwartungsbildung. Insbesondere bei Investitionen in Produktivvermögen wird Vermögen über einen längerfristigen Zeitraum gebunden. Investoren müssen somit zwingend Erwartungen darüber bilden, wie die zukünftige Verwertung einer Investition sein wird und ob der mit einer Investition verbundene Geldvorschuss zu ausreichenden Geldrückflüssen führt. Keynes unterstellt weder die Existenz universeller Zukunftsmärkte, noch geht er von rationalen Erwartungen aus, welche die Kenntnis der Zukunft zumindest im stochastischen Sinne unterstellen. Vielmehr wird angenommen, dass es nur sehr begrenzt Zukunftsmärkte gibt, die Wirtschaftssubjekte subjektive Erwartungen bilden und auch wissen, dass sie über eine Reihe zukünftiger Ereignisse unwissend sind. Trifft dies zu, sind Erwartungen nicht unabhängig von der spezifischen historischen Situation. Es kann dann kein Set von – möglicherweise noch gewichteten – Faktoren geben, welches überhistorisch die Investitionstätigkeit bestimmt. Unterschiedliche Wirtschaftssubjekte werden unterschiedliche Erwartungen haben, weil sie die Welt auf Grundlage unterschiedlicher (theoretischer) Vorstellungen interpretieren.²¹

21 Diese Möglichkeit sprengt das Konzept rationaler Erwartungen, da dort unterstellt wird, dass rationale Wirtschaftssubjekte auf Grundlage objektiver Wahrscheinlichkeiten nur ein theoretisches Modell zur Interpretation der Welt benutzen.

Die im neoklassischen Fahrwasser entwickelten Modelle sind von ihrer Grundauffassung her unabhängig von historischen und länderspezifischen Situationen. Diese Modelle werden teilweise sogar auf Ökonomien angewandt, welche mit Marktwirtschaften überhaupt nichts zu tun haben. Beliebt sind dann auch Robinsonökonomien, also Ökonomien ohne Gesellschaft und entkleidet jeder historischen Dimension (vgl. beispielsweise Barro 1988).

Am deutlichsten wird der neoklassische Ansatz in der Ausformung der sogenannten Neuklassik in der Tradition von Muth (1961), Lucas (1973 und 1981), Barro (1974) oder Sargent (1979). Nach der Neuklassik wird die Realökonomie durch das walrasianische System des Allgemeinen Gleichgewichts ausgedrückt. Alle Zukunftsmärkte des walrasianischen Modells werden in die Köpfe der Wirtschaftssubjekte verlegt, die nun die Zukunft korrekt antizipieren können (Hahn 1984). Eine erhellende Übersicht über die verschiedenen Erwartungshypothesen hat Lawson (1988) geliefert, an dessen Taxonomie sich die folgende Tabelle orientiert.

Tabelle 1:

Taxonomie verschiedener Positionen zu Wahrscheinlichkeit und Unsicherheit

	Wahrscheinlichkeit als gedanklich konstruierte Größe	Wahrscheinlichkeit über die objektive Welt
Unsicherheit als messbare Größe	Subjektive Wahrscheinlichkeiten über eine gedanklich konstruierte Welt	Objektive Wahrscheinlichkeiten über die objektiv existierende Welt (Neuklassik)
Unsicherheit als nicht messbare Größe	Unwissenheit, Wahrscheinlichkeiten sind nicht konsistent formulierbar (Keynes)	Objektive Wahrscheinlichkeiten über die objektiv existierende Welt sind nicht formulierbar

Die Theorie rationaler neoklassischer Erwartungen ist im oberen rechten Eck angesiedelt. Gedanken über die Welt im Kopf der Wirtschaftssubjekte und die objektive Welt stehen in einem harmonischen Verhältnis. Es ist also möglich die objektive Welt zu erkennen. Jeder logisch denkende Mensch wird bei gleichem Informationsstand - der für alle als gleich angenommen werden kann - auf Grundlage objektiver Wahrscheinlichkeiten die gleichen Erwartungen haben. Sind objektive Wahrscheinlichkeiten anwendbar, dann wird die Zukunft über das Kalkül des Risikos erfasst, das von Unsicherheit zu unterscheiden ist. Bei Risiko ist die Zukunft im stochastischen Sinne heute schon bekannt, auch wenn nicht genau gesagt werden kann, wann ein spezifisches Einzelereignis genau eintritt. Dies ändert jedoch nichts an dem Umstand, dass die Zukunft bei objektiven Wahrscheinlichkeiten, die von Wirtschaftssubjekten auch erkannt werden können, ökonomisch als sicher eingestuft werden kann. Shiller (1978) hat verdeutlicht, dass die Stochastik bei diesem Ansatz nur Beiwerk ist. Nimmt

man nur *ein* zukünftiges Ereignis an, dann erwarten alle Wirtschaftssubjekte dieses Ereignis korrekt. Die Welt ist deterministisch und für jedes Wirtschaftssubjekt bekannt. Alle handeln nach dem „wahren“ Modell. Im rechten unteren Eck existiert zwar die Zukunft im stochastischen Sinne schon heute, jedoch sind Wirtschaftssubjekte im Unterschied zum Ansatz rationaler Erwartungen nicht in der Lage, die Zukunft zu erkennen.

Im linken oberen Eck ist es möglich, Wahrscheinlichkeiten zu bilden, jedoch sind diese rein subjektiver Natur, und es gibt keinerlei Garantie, dass die subjektiven Wahrscheinlichkeiten, die ein Wirtschaftssubjekt in seinem Kopf konstruiert, auch mit der Realität übereinstimmen. Unterschiedliche Wirtschaftssubjekte können dann auch unterschiedliche Erwartungen haben.²² Im linken unteren Eck sind die Erwartungen subjektiver Natur und damit für unterschiedliche Wirtschaftssubjekte ebenfalls unterschiedlich. Jedoch ist es so, dass Wirtschaftssubjekte nicht in der Lage sind, auch nur subjektive Wahrscheinlichkeiten zu bilden. Letztlich wird, so kann man Keynes interpretieren, die Welt im historischen Prozess erst geschaffen, da Menschen einen freien Willen haben. Unterstellt ist „historische“ Zeit, welche die Ökonomie am Rande der Geschichte ansiedelt (Shackle 1958). Die zukünftige Welt liegt noch gar nicht vor, kann somit auch nicht gekannt werden. Die Zukunft ist für Unternehmen nach dieser Sicht bei großen Investitionsentscheidungen und für Haushalte bei großen Portfolioentscheidungen auch im stochastischen Sinne nicht bekannt. In aller Regel lassen sich nicht alle zukünftig möglichen Ereignisse benennen, und eine wahr-scheinlichkeitstheoretische Bewertung der Einzelereignisse ist unmöglich.²³ Für die Ökonomie setzt Keynes die Erwartungen der Wirtschaftssubjekte exogen, im Gegensatz zur Neuklassik, die endogene Erwartungen ableitet.

Ein mögliches post-keynesianisches Forschungsprogramm

Keynes hat die Tür zu einem Forschungsprogramm aufgestoßen, das Ökonomie als einen Teil der Gesellschaft begreift und das die Interaktion zwischen dem gesellschaftlichen und dem ökonomischen Teilsystem der Gesellschaft analysiert. Mit diesem methodischen Zugang setzt sich Keynes von Klassik und Neoklassik ab, welche die Analyse der Ökonomie wie die Analyse des Aufbaus eines Atomkerns untersuchen.

Ein Ansatz zur Einlösung des Keynesischen Forschungsprogramms sind *Marktkonstellationen*, die eine Ökonomie charakterisieren (vgl. Riese 1984,

22 Für alle vier Felder der Tabelle 1 lassen sich Theoretiker finden (vgl. dazu Palley 1996, Kap. 6).

23 „Wir wollen uns lediglich erinnern, dass menschliche Entscheidungen, welche die Zukunft beeinflussen, ob persönlicher, politischer oder wirtschaftlicher Art, sich nicht durch strenge mathematische Erwartungen stützen können, weil die Grundlage für solche Berechnungen nicht besteht; und dass es unser angeborener Drang zur Tätigkeit ist, der die Räder in Bewegung setzt, wobei unser vernünftiges Ich nach bestem Können seine Wahl trifft, rechnend wo es kann, aber oft für seine Beweggründe zurückfallend auf Laune, Gefühl und Zufall.“ (Keynes 1936: 137, vgl. auch Keynes 1937)

Riese/Spahn 1990, Herr 1995).²⁴ Marktconstellations sind unter anderem durch die Institutionen und Mechanismen geprägt, mit denen ökonomische Unsicherheit verarbeitet werden können. Denn gibt es keine universellen Zukunftsmärkte und keine rationalen neoklassischen Erwartungen, dann bilden sich zwingend Institutionen, welche die systemimmanente Unsicherheit marktgesteuerter Ökonomien reduzieren. Es bilden sich „Konventionen“, die das Handeln von Wirtschaftssubjekten leiten (Keynes 1937). Marktconstellations haben einen mittel- bis langfristigen Charakter und sind mit überzyklischen Prosperitäts-, Stagnations- oder Krisenlagen verbunden. Marktconstellations reproduzieren sich in der Regel, da die Bedingungen, die eine Marktconstellation charakterisieren – etwa das Institutionengerüst einer Gesellschaft – sich nicht schnell ändern. Allerdings können sich Marktconstellations auch aufgrund interner oder externer ökonomischer und/oder politischer Probleme auflösen und anderen Marktconstellations weichen.

Die Beschreibung einer Marktconstellation ist nicht mit Geschichtsschreibung zu verwechseln, die selbstverständlich auch nicht theorieelos ist. Das Konzept der Marktconstellation unterstellt, dass ökonomische Modelle eine wichtige Rolle spielen. Jedoch müssen diese Modelle Kategorien haben, die es erlauben, sie gegenüber anderen Bereichen der Gesellschaft zu öffnen. Das Modell hat dann zwar viele Verbindungsglieder zu Faktoren außerhalb des Modells – in dem Modell nimmt dies die Form exogener Faktoren an –, jedoch wird die Wirkung beispielsweise von Änderungen exogener Faktoren dann modelltheoretisch abgeleitet.

Eine Marktconstellation schließt spezifische Verhaltensweisen von Wirtschaftssubjekten ein.²⁵ In ökonomischen Modellen werden solche Verhaltensweisen in Verhaltensfunktionen eingefangen. Ein typisches Beispiel dafür ist die Konsumfunktion, die postuliert, dass ein bestimmter Anteil des (zusätzlichen) Einkommens konsumiert wird. Verhaltensannahmen gelten nicht unabhängig von Zeit und Raum. So ist die Konsumquote der privaten Haushalte in den USA in den neunziger Jahren weitaus höher als etwa in Japan oder Deutschland. Früher war die Konsumquote der privaten Haushalte in den USA geringer. Für ein makroökonomisches Modell und damit auch für Marktconstellations ist die Integration von Verhaltensfunktionen unumgänglich und diese bilden eine der „Brücken“ zwischen dem ökonomischen System und dem Rest der Gesellschaft. Die Stabilität und zeitliche Gültigkeit von Verhaltensfunktionen hängt wesentlich von der spezifischen Marktconstellation

24 Man kann auch von einem spezifischen Regime sprechen, das eine Ökonomie charakterisiert.

25 Von Verhaltensfunktionen zu unterscheiden sind Präferenzannahmen wie die Aussage, dass Haushalte ihren individuellen Nutzen maximieren und Unternehmen ihre individuellen Gewinne (vgl. Riese 1986). Präferenzannahmen sind nicht empirisch zu fundieren – es wird in der Empirie immer Gegenbeispiele geben –, sondern sind Teil der axiomatischen Setzungen bei der Entwicklung von Modellen.

tellation ab. Marktkonstellationen, die durch ein hohes Unsicherheitsniveau gekennzeichnet sind, lassen schnelle und heftige Verschiebungen von Verhaltensfunktionen schon bei scheinbar unwichtigen „News“ erwarten, während bei Marktkonstellationen mit einem niedrigen Niveau an Unsicherheit selbst größere Störungen die Stabilität der Verhaltensfunktionen nicht zerstören.

Literatur

- Barro, R. J., Grossman H.I. (1976): *Money, Employment and Inflation*, Cambridge u.a.
- Barro, R.J. (1988): *Makroökonomie*, 2. Auflage, Regensburg
- (1974): Are Government Bonds Net Wealth?, in: *Journal of Political Economy*, Vol. 82
- Clark, J.B. (1899): *Distribution and Wealth*, London
- Clauer, R. W. (1965): The Keynesian Counter-Revolution: A Theoretical Appraisal, in: F.H. Hahn, F.P.R. Brechling (eds.), *The Theory of Interest Rates*, London
- Davidson, P. (1978): *Money and the Real World*, 2. ed., London
- (1987): Finanzmärkte, Investitionen und Beschäftigung, in: E. Matzner/ J. Kregel/ A. Roncaglia (Hrsg.), *Arbeit für alle ist möglich*, Berlin
- (1994): *Post Keynesian Macroeconomic Theory*, Cheltenham
- Debreu, G. (1959): *The Theory of Value*, New York
- Felderer, B., Homburg, St. (1987): *Makroökonomik und neue Makroökonomik*, 3. Aufl., Berlin
- Fisher, I. (1922): *Die Kaufkraft des Geldes*, Berlin
- Friedman, M. (1976): Die optimale Geldmenge, in: M. Friedman, *Die optimale Geldmenge und andere Essays*, Frankfurt am Main.
- Gordon, R.J. (1990): What is New Keynesian Economics? in: *Journal of Economic Literature*, Vol. 28
- Hahn, F. (1984): Die allgemeine Gleichgewichtstheorie, in: D. Bell/I. Kristol (Hrsg.), *Die Krise der Wirtschaftstheorie*, Berlin u.a.
- Hahn, F., Solow, R. (1997): *A Critical Essay on Modern Macroeconomic Theory*, Oxford
- Hansen, A. H. (1953): *A Guide to Keynes*, New York
- Harcourt, G.C. (1972): *Some Controversies in the Theory of Capital*, Cambridge
- Heilbrunner, R./ Milberg W. (1995): *The Crisis of Vision in Modern Economic Thought*, Cambridge
- Heine, M./Herr, H. (1992): Der esoterische und exoterische Charakter der Marxschen Geldtheorie, in: A. Schikora u.a. (Hrsg.), *Politische Ökonomie im Wandel*, Marburg
- (2000): *Volkswirtschaftslehre. Paradigmenorientierte Einführung in die Mikro- und Makroökonomie*, 2. Auflage, München/Wien
- Heinrich, M. (1999): *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, 2. Aufl., Münster
- Herr, H. (1992): *Geld, Währungswettbewerb und Währungssysteme. Theoretische und historische Analyse der internationalen Geldwirtschaft*, Frankfurt am Main, New York
- (1995): Marktkonstellationen, Wirtschaftspolitik und Entwicklung - das Beispiel der Transformationsökonomien, in: K. Betz/H. Riese (Hrsg.): *Wirtschaftspolitik in einer Geldwirtschaft*, Marburg
- Hicks, J.R. (1937): Mr. Keynes and the 'Classics': A Suggested Interpretation, in: *Econometrica*, Vol. 5
- (1979): *Causality in Economics*, Oxford.
- (1976): Some Question of Time in Economics, in: A.M. Tang u.a. (eds.), *Evolution, Welfare and Time in Economics*, Lexington
- Kaldor, N. (1985): *The Scourge of Monetarism*, 2. ed., Oxford
- Keynes, J. M. (1930): *Vom Gelde*, Berlin
- (1936): *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin
- (1937): The General Theory of Employment, in: *Quarterly Journal of Economics*, Vol. 47
- (1979): *Towards the General Theory, The Collected Writings of John Maynard Keynes*, Vol. 29, London
- Klein, L.R. (1947): *The Keynesian Revolution*, New York
- Kuhn, T. (1967): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M.
- Lawson, T. (1988): Probability and Uncertainty in Economic Analysis, in: *Journal of Post Keyne-*

- sian Economics, Vol. 11
- Leijonhufvud, A. (1973): *Über Keynes und den Keynesiansismus*, Köln
- Lucas, R.E. Jr. (1973): Some International Evidence on Output-Inflation Trade-Offs, in: *American Economic Review*, Vol. 63
- (1976): Econometric Policy Evaluation: A Critique, in: *Supplement 1 to the Journal of Monetary Economics*
- Lucas, R.E. (1981): *Studies in Business-Cycle Theory*, Cambridge (Mass.)
- Malinvaud, E. (1977): *The Theory of Unemployment Reconsidered*, Oxford
- Mankiw, Gregory N. (1990): A Quick Refresher Course in Macroeconomics, in: *Journal of Economic Literature*, Vol. 28.
- Marx, K. (1867): *Das Kapital*, Bd. 1, nach der 4. Auflage 1890, MEW, Bd. 23, Berlin 1973
- Mattfeldt, H. (1985): *Keynes - Kommentierte Werkauswahl*, Hamburg
- Minsky, H.P. (1990): *John Maynard Keynes. Finanzierungsprozesse, Investitionen und Instabilität des Kapitalismus*, Marburg
- Mirowski, P. (1984): Physics and the Marginal Revolution, in: *Cambridge Journal of Economics*, Vol. 8
- Modigliani, F. (1944): Liquidity Preference and the Theory of Interest and Money, in: *Econometrica*, Vol. 12
- Moor, B. (1983): Unpacking the Post-Keynesian Black Box: Bank Lending and the Money Supply, in: *Journal of Post-Keynesian Economics*, Vol. 8
- Muth, J.F. (1961): Rational Expectations and the Theory of Price Movements, in: *Econometrica*, Vol. 29
- Palley, T. I. (1986): *Post Keynesian Economics. Debt, Distribution and the Macro Economy*, Basingstoke, London.
- Patinkin, D. (1956): *Money, Interest and Prices: An Integration of Monetary and Value Theory*, Evanston
- Reuter, N. (1996): *Der Institutionalismus. Geschichte und Theorie der evolutionären Ökonomie*, 2. Auflage, Marburg
- Ricardo, D. (1821): *Grundsätze der Politischen Ökonomie und Besteuerung*, Frankfurt/M 1980
- Riese, H. (1984): Das Dilemma der Ökonomie der Bundesrepublik Deutschland. Retrospektive und Vision, in: *Mitteilungen aus Arbeitsmarkt- und Beschäftigungsforschung*, Vol. 17
- (1986): *Theorie der Inflation*, Tübingen
- (1989): Geld, Kredit Vermögen, in: H. Riese, H.-P. Spahn (Hrsg.), *Internationale Geldwirtschaft*, Regensburg
- Riese, H., Spahn, H.-P. (Hrsg.) (1990): *Geldpolitik und ökonomische Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland*, Regensburg
- Robinson, J. (1974): *Ökonomische Theorie als Ideologie*, Frankfurt/M.
- Romer, D. (1998): *Advanced Macroeconomics*, McGraw Hill City
- Samuelson, P.A. (1947): *Foundations of Economic Analysis*, Cambridge, Mass.
- (1948): *Economics*, New York
- (1969): What Classical and Neoclassical Monetary Theory Really Was? in: *Canadian Journal of Economics*, Vol. 1
- Sargent, T.J. (1979): *Macroeconomic Theory*, New York
- Schabacker, K. (1994): Zur Aktualität Sraffas. Kritik der neoklassischen Orthodoxie und die Perspektiven einer monetären Ökonomie. *PROKLA*, Vol. 24, Nr.1
- Schumpeter, J. A. (1965): *Geschichte der ökonomischen Analyse*, 2 Bände, Göttingen
- Shackle, G.L.S (1958): *Time in Economics*, Amsterdam
- Shiller, R. J. (1978): Rational Expectations and the Dynamic Structure of Macroeconomic Models, in: *Journal of Monetary Economics*, Vol. 4
- Snwodon, B., Vane, H., Wynarczyk, P. (1994): *A Modern Guide to Macroeconomics*, Cheltenham
- Solow, R. M. (1985): Economic History and Economics, in: *American Economic Review Papers and Proceedings*, No. 75
- Sraffa, P. (1960): *Warenproduktion mittels Waren*, Frankfurt/M. 1976
- Walras, L. (1926): *Elements of Pure Economics. Or the Theory of Social Wealth*, Evanstone
- Wicksell, K. (1898): *Geldzins und Güterpreise*, Jena